



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Historisch-dramatisches Figurenkabinett. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

beim Gottesdienst, so den Kopten, den Goten, den Vandalen, den Slawen, den Türken und unterschied nicht zwischen Predigtsprache und liturgischer Sprache. So ließ schon Chrysostomus in Konstantinopel einen gotischen Bischof in seiner Sprache Liturgie halten und predigen und bestieg zum Schluß selbst die Kanzel und präsidierte die Macht des Evangeliums, das in allen Sprachen verkündet werde. Wenn sich Rom den Slawen gegenüber nachgiebiger zeigte als den Germanen gegenüber, so war das der Rücksicht auf Ostrom zu verdanken. Allerdings bedeutete die Nachgiebigkeit der Griechen Schwäche, während die abendländische Zusammenfassung Kraft bewies und Macht und Einfluß brachte.

Das Gemeinsame, Verbindende war in der griechischen Kirche ihre ruhmvolle Vergangenheit, die Pflege ihrer Tradition. Aber diese Vergangenheit drückte allzu sehr; sie fesselte und lähmte mehr, als sie belebte und anregte, und so ist in der Kirche wie im Staate alles verknöchert. Unter dem Einflusse des orientalischen Geistes pflegte die griechische Kirche mit einer an das Judentum gemahnenden Angstlichkeit Formen und Zeremonien. Die Zeremonien aber wie Anbetungen und Bekreuzungen, die Reliquien und die Bilder erstickten den Geist der Religion, und heute geht das orientalische Religionswesen in lauter Außerlichkeiten auf, während im Abendlande immer wieder religiöse Bewegungen — auch die häretischen leisteten diesen Dienst [gerade diese eigentlich allein] — zum Abstreifen von Formen, die leere Hülsen geworden waren, und zur Verinnerlichung nötigten. Die Kraft und Tiefe einer Religion hängt viel weniger vom Bildungsgrade ihrer Bekenner ab als von deren Charakter und Willensstärke, von der werktätigen Liebe, vom Opferfinn, vom Sinn für Ordnung und Einheit.

Wer römische Kulturgeschichte nur zur Vervollständigung seiner allgemeinen Bildung studieren will, dem ist statt des schwer zu bewältigenden Friedländer unbedingt der kürzere und dabei vollständigere Grupp anzuraten. Wer wissenschaftliche oder literarische Zwecke verfolgt, der kann zwar neben den Quellen und den maßgebenden Geschichtswerken Friedländer nicht entbehren, aber er wird daneben auch Grupp mit Nutzen gebrauchen. Bietet dieser ihm, abgesehen von manchen Spezialitäten der christlichen Altertumswissenschaft, stofflich nicht gar viel neues, so enthüllt er ihm dafür neue Ansichten des vertrauten Gegenstandes und regt ihn dadurch auf mannigfaltige Weise an.



Historisch-dramatisches Figurenkabinett

2



aria Stuart, Königin Elisabeth. Daß sich unserm Schiller das tragische Ende der Königin von Schottland unter vielen andern geschichtlichen Begebenheiten als Gegenstand eines Trauerspiels besonders empfohlen haben muß, liegt bei dem richtigen Blick und dem feinen Gefühl, die ihn bei solchen Wahlen leiteten, nahe genug. Daß er aber aus dem zu Gebote stehenden reichen geschichtlichen Material ein Kunstwerk ersten Ranges zu schaffen imstande war, verdanken wir neben dieser glücklich getroffenen Wahl der erstaunlichen Vielseitigkeit seiner Begabung, die in ein und demselben Gehirn die Fähigkeiten des Geschichtsforschers, des Philosophen und des frei erfindenden Dramatikers vereinigte.

Grenzboten IV 1905

19

Die beiden Königinnen, Shrewsbury, Burghley, Leicester, Paulet stimmen nicht bloß in den Hauptzügen, sondern oft auch in Nebendingen mit dem überein, was über sie aus Dokumenten, Memoiren und Briefen bekannt ist. Die wegen der herrschenden Verlogenheit der damaligen Staatsmänner und Hofleute schwer erkennbaren Beziehungen der hauptsächlich in Frage kommenden sechs Regierungen, Spaniens, der Kurie, Englands, Frankreichs, der Niederlande und Schottlands scheinen richtig gekennzeichnet: was die Vorsechter der miteinander auf Leben und Tod kämpfenden Glaubensbekenntnisse im Namen des Heilands, unter dem Vorwand unerlässlicher Gleichförmigkeit und Kirchenzucht für Tyrannen ausübten, und was sie für haarsträubende Grausamkeiten begingen, ist angedeutet: das in ziemlich banalen Ergötzlichkeiten schwelgende Hofleben in Greenwich, Windsor und Westminster und die puritanischen Schikanen, denen die Königin von Schottland in Fotheringay ausgesetzt war, sind wahrheitsgetreu beschrieben. Und derselbe große Geist, der sich mit der Geschichte und den Zeichen der damaligen Zeit so vertraut erweist, geht da, wo es sich um den Aufbau seines Dramas und die für dessen künstlerische Wirkung nötigen Erfindungen handelt, mit dem vorhandenen geschichtlichen Material so frei und willkürlich um, daß er uns Leicester als heimlichen Verehrer der Maria vorführt und eine nie stattgefundene, weil unter den Umständen unmögliche Begegnung der beiden Königinnen zum Höhe- und Wendepunkt seines Dramas macht. Auf dem Theater, wenn irgendwo, heiligt der Zweck das Mittel, aber nur der Künstler, der sich wie Schiller über die Bedingungen eines großen dramatischen Effekts völlig klar ist, hat den Mut, daß er hie und da eine allgemein bekannte geschichtliche Tatsache nicht zu kennen vorgibt und an ihre Stelle das setzt, was er für seinen Zweck braucht.

Warum einzelne erfahrene Kritiker den Wert der Schillerschen Maria Stuart unterschätzen und von einem namentlich von Backfischen und andern jungen Personen gewürdigten Trauerspiele sprechen, ist nicht recht verständlich. Vielleicht ist ihnen die etwas rührselige Szene, in der die Königin von den Mitgliedern ihres Haushalts Abschied nimmt, zuwider; vielleicht mißfällt ihnen die ihrem bessern Wissen widersprechende Leicestersche Episode; vielleicht ist der durch den Widerstreit von Völkerrecht und nationaler Politik herbeigeführte Konflikt, der Schillers Maria Stuart einen Ehrenplatz unter den historischen Trauerspielen sichert, für ihr Gefühl nicht anregend. Irgendein Mißverständnis scheint dieser Anschauung zugrunde zu liegen, denn je öfter und je eingehender man sich mit dem Schillerschen Stücke beschäftigt, um so mehr kommt man zu der Überzeugung, daß man es mit einem Kunstwerk ersten Ranges zu tun hat.

Die vom Dichter frei hinzuerfundne Liebesgeschichte mag dem Geschmacke des Einzelnen mehr oder weniger zusagen, das eine steht fest, daß die weitaus größte Zahl der Theaterbesucher, für die gespielt wird, ein Schauspiel ohne Liebesintrigue ebenso schal findet wie ein Festessen ohne Wein; ebensowenig wie wir aber glücklicherweise zu einem solchen Grade puritanischer Verödung gekommen sind, daß der normale Teilnehmer an einem Festessen den unter uns lebenden Blaukreuzern zuliebe mit Limonade vorlieb zu nehmen genötigt wäre, ebensowenig ist es geraten, daß der Dichter der historischen Wahrheit zuliebe

sein Drama zur reinen Staatsaktion machen sollte. Daß Leicester ein elender und feiger Liebhaber ist, steht auf einem andern Blatte; und doch muß man, wenn man Marias Abschied von ihm und seinen Monolog hört oder liest, zugeben, daß der Dichter, der Schiller das gleichthut, noch geboren werden soll.

Die Schwierigkeit, ein wahrheitsgetreues Bild der Königin Elisabeth zu geben, ist vielfach gefühlt und anerkannt worden. Während ihre schwachen Seiten und unliebenswürdigen Eigenschaften hinreichen würden, die schlimmsten Mißerfolge zu erklären, kann man sich, da es sich bei ihr um Erklärung nicht von Mißerfolgen, sondern von fast beispiellosen Erfolgen handelt, mit dem auf den ersten Blick gewonnenen wenig erfreulichen Eindruck nicht begnügen und muß die Sache von allen Seiten ansehen, um sich, soweit möglich, darüber klar zu werden, ob Elisabeth ihre Erfolge nächst dem Glück nur Burghleys und Walsinghams Staatsklugheit und nicht vielmehr auch dem eignen Verdienst verdankte. Für großmüthig, edelherzig, wahrheitsliebend werden sie wohl auch ihre treuesten Verehrer nicht gehalten haben; aber wenn ein weder durch Ideale noch durch die weltläufigen Tugendvorstellungen beeinflusster Blick und eine ohne jede Rücksicht auf das Urtheil der Welt nur den Nutzen des Staats im Auge habende Klugheit namentlich in schwierigen Zeiten unschätzbare Eigenschaften des mit der Führung des Staatsruders betrauten sind, so war sie nicht bloß eine glückliche, sondern auch eine große Regentin. Einen Ludwig den Dreizehnten würden Burghley und Walsingham um die Wette in die Tasche gesteckt haben. Sie dagegen machte sich mit jedem Regierungsjahre mehr und mehr von jedem Einfluß frei. Sie war geizig und wie eine Elster auf Edelsteine erpicht: sie hatte durch ihre Wuchererkniffe die Kronjuwelen dreier der ersten Fürstenfamilien Europas, der Burgunder, der Stuarts und der Braganzas, schließlich sogar die Diamantringe Heinrichs von Navarra an sich gebracht, und wieviel sie davon je wieder herausgegeben hat, ist nicht bekannt. Sie liebte byzantinische Pracht und asiatischen Pomp. Wenn das, was uns erzählt wird, wahr ist, waren bei ihrem Tode in ihren Garderobeständen mehrere Tausend Kleider gefunden worden. Aber sie hatte es verstanden, ihren Reichtum, ihre Schätze, ihre Pracht zu Pfeilern ihrer Macht und ihres Ansehens zu machen. Sie kannte die Welt. Sie wußte, daß auch Königinnen das ihnen von der Vorsehung besohrte Stück Kuchen nicht verzehren und dabei zu gleicher Zeit auch aufheben können. Sie hielt es für klüger, bei andern von Zeit zu Zeit ein Stück abzubeißen und ihr Stück bis an ihr Ende aufzuheben. Am liebsten hätte sie es mitgenommen, aber da es in dieser Beziehung auch für gekrönte Häupter kein Privileg gibt, so hat sie es dalassen müssen, und es war eine Ironie des Schicksals, daß Jakob von Schottland, ein ebenso hungriger wie genußsüchtiger Erbe, mit Buckingham's Hilfe so rasch damit fertig wurde. Aber das sorgfältig im Speisegewölbe aufgehobne Stück Kuchen hatte, als sie starb, die erwünschte Wirkung getan: es hatte sie zur allgemein umworbenen Besitz- und Erbtante gemacht, und wer zu beobachten Gelegenheit hat, wie innig die Anläufe sind, zu denen der Hinblick auf eine vorhandne besitzkräftige Erbtante ganze Sippen zu begeistern vermag, kann sich leicht einen Begriff von der Leidenschaftlichkeit des Antrages machen, dem

stand zu halten auch die sechzig- und siebenzigjährige Frau nie müde wurde. Ihre Eitelkeit war so ungeheuerlich, daß sie Schmeicheleien von walfischartigem Umfange, die uns wie schlechte Witze vorkommen, mit derselben Leichtigkeit schluckte wie die Fischotter das erste beste halbwüchsiges Fischlein. Am meisten trauten ihr in dieser Beziehung die französischen Botschafter und Gesandten zu, und der 1574 zum Mossou und Herzog von Anjou avancierte Franz von Mençon, ihr geliebter Frosch, war der einzige, der die Bissen groß genug für ihren Appetit zu schneiden den Mut hatte. Das klingt ja alles ganz gemüthlich, aber dieselbe Queen Beß, für die kein Engländer zu gering war, daß sie nicht nach dessen beifälligem Sauchzen ihren Angelhaken hätte auswerfen sollen, war, wo sie dachte, daß es darauf ankäme, oder wo ihre Hauptleidenschaft, der Geiz, sie in den Krallen hielt, das herz- und gefühlloseste Wesen, eine eiserne Jungfrau, der weder Ehrgefühl noch Mitleid, geschweige denn Bewunderung und Liebe eine Begnadigung, eine Strafmilderung oder gar eines ihrer geliebten Goldstücke hätte abgewinnen können. Der Frosch ist in der That der einzige gewesen, der es, Gott weiß durch welche Kunstgriffe, fertig gebracht hat, sie um Hunderttausende von Kronen zu erleichtern. Wie herz- und gefühllos sie war, beweist, abgesehen von der Gewohnheit, sich zur Gewinnung von Geständnissen der grausamsten Folterwerkzeuge zu bedienen, die geradezu unbegreifliche Verblendung, mit der sie aus reinem Geiz ihre Truppen in den Niederlanden monatelang ohne Sold und bei der Ankunft der Armada die englischen Schiffsmannschaften ohne Munition und Verpflegung ließ. Tausende von Soldaten und Seeleuten sind auf diese Weise ihrem Geizteufel zum Opfer gefallen, und man kann wohl sagen, daß die Regierung keines andern Fürsten eines zivilisierten Staats einen ähnlichen Schandfleck aufweist. Es ist, man möchte glauben mit Recht, vermutet worden, daß ihre fast unvernünftig erscheinende Furcht vor Ausgaben für Kriegszwecke zum Teil wenigstens auf einer durchaus verständigen Erwägung beruhte, der nämlich, daß sie, um ihre königliche Machtvollkommenheit dem Hause der Gemeinen gegenüber zu wahren, diesem möglichst selten mit Gesuchen um Steuerbewilligungen beschwerlich zu werden bestrebt war. Wie richtig sie in dieser Beziehung urtheilte, haben die zwischen ihren beiden Nachfolgern und dem Parlament über Steuerbewilligungen ausgebrochenen Konflikte satzjam bewiesen.

Der Konflikt, in den wir Elisabeth in dem Schillerschen Trauerspiel gebracht sehen, war ganz anderer Art. Wir können ihn uns klar machen, ohne auf eine Menge von andern Fragen einzugehn, die damit nur äußerlich zusammenhängen und für dessen prinzipielle Entscheidung nicht von Einfluß sind. So können wir uns namentlich, sei es daß wir auf protestantischem, anglikanischem, kalvinistisch-puritanischem oder römisch-katholischem Standpunkte stehn, jeden Urtheils über die dogmatische und politische Vorberechtigung eines oder des andern dieser Glaubensbekenntnisse enthalten; wir können die Frage der ehelichen oder nichtehelichen Geburt der Elisabeth und der bessern oder geringern Erbanprüche Maria Stuarts auf den englischen Thron dahingestellt sein lassen; wir können sogar der von Schiller mit großem dramatischem Geschick vor das wohlwollende Forum der Hanna Kennedy gezognen Frage über Mariens Anteil

an der Ermordung ihres Gatten Lord Darnley ausweichen. Denn der Konflikt, den uns Schiller vorführt, gehört vor den Richterstuhl des Völkerrechts. Englische Staatsmänner und Geschichtsforscher haben sich auf diesen Standpunkt nicht stellen können, weil es für sie überhaupt kein Völkerrecht gibt. Der Nutzen des englischen Staats, die englischen Gesetze und Rechtsgewohnheiten sind für sie allein maßgebend, und soweit das Ausland in Frage kommt, gibt es für den Engländer keine Rechts-, sondern nur Machtfragen. Früher oder später — wir jetzt Lebenden werden diese Genugtuung kaum haben — könnte freilich der Augenblick kommen, wo die Engländer mit schwerem Herzen das bisher versäumte Kolleg über diese Disziplin werden nachholen müssen; bis dahin kann aber der egoistische Grundsatz, daß der englische Staat zu Wasser und zu Lande, namentlich aber zu Wasser tun und lassen kann, was er will, wenn er nur mächtig genug ist, seinen Willen durchzusetzen, allerhand Vergewaltigungen veranlassen, gegen die das Haager Schiedsgericht machtlos ist.

Nach dem Völkerrecht, das allein zwischen zwei Souveränen entscheiden kann, stand der Königin von England über die Königin von Schottland keinerlei Gerichtsbarkeit zu; was sie ihr angetan hat, indem sie ihr während neunzehn Jahren die Freiheit und schließlich das Leben nahm, war eine Reihe von Vergewaltigungen, bei denen leider von Elisabeths und ihrer Berater Seite ein gutes Teil Lüge, Scheinheiligkeit, Schikane und Cant mit untergelaufen sind, über deren Eigenschaft als Zuwiderhandlungen gegen die Satzungen des Völkerrechts aber nicht der leiseste Zweifel bestehen kann. Wäre Maria, als sie am 16. Mai 1568 in einem Fischerboot über den Solwaybusen setzte und an der Küste von Cumberland landete, nach England als Feindin und nicht als Hilfe suchende Verwandte gekommen, so hätte Elisabeth, ohne das Völkerrecht zu verletzen, mit ihr machen können, was sie gewollt hätte; nur das eine hätte sie auch dann nicht tun können, sie hätte sie nicht, als wenn sie eine englische Untertanin gewesen wäre, vor ein englisches Gericht stellen können, sondern sie hätte standrechtlich mit ihr fertig werden müssen. Aber wie gesagt, Maria kam nicht als Feindin, sie kam als Hilfesuchende, und zwar nicht auf gut Glück, sondern im Vertrauen auf die ausdrücklichen Zusicherungen, die ihr „ihre gute Schwester“ gegeben hatte. Was Maria während ihrer neunzehnjährigen Gefangenschaft getan hat, um frei zu werden, war berechtigte Abwehr unberechtigten Zwangs. Hiervon — die Verteidiger Elisabeths mögen es drehn, wie sie wollen — beißt die Maus keinen Faden ab. Wir können uns also, ohne in falsche Sentimentalität zu verfallen, mit ganzem Herzen auf Marias Seite stellen. Ihre Rolle freilich hatte sie, als sie den Fuß auf englischen Boden setzte, sowohl in Frankreich wie in Schottland ausgespielt. Ganz gewiß nicht ohne ihre Schuld in Frankreich sowohl wie in Schottland. Es hatten ihr von der ersten Stunde an die Klugheit, die Vorsicht, die Verstellungskunst, das Auge für die Gefahr gefehlt, durch die Elisabeth ihr hart bedrohtes junges Leben gerettet hatte und mit Cecils und Walsinghams Hilfe den zahllosen Gefahren entgangen war, von denen sie und das von ihr beherrschte Reich auf allen Seiten bedroht wurden. Hätte es Maria Stuart verstanden, die schwierige Stellung, in die sie in Frankreich mitten in den

Intriguen der Königin-Mutter, der Guisen und der Evangelischen gekommen war, zu ihrem Nutzen klug auszubeuten, wie dies Elisabeth ohne Zweifel getan haben würde, so würde sie bei dem Tode ihres sechzehnjährigen Gatten, Franz des Zweiten, an der einen oder der andern Partei eine zuverlässige Stütze gehabt haben, während sie so bei dem wenig tatkräftigen Anteil, den die Guisen an ihrem Lose nahmen, in die furchtbare Notwendigkeit versetzt war, sich, in dem zartesten Alter und schlecht geschult, einer Aufgabe zu unterziehen, der sie, trotz ihrer reichen geistigen Begabung, namentlich wegen der ihr als Königin fehlenden Charaktereigenschaften schlechterdings nicht gewachsen war: der gewaltsamen Unterwerfung des sich dem königlichen Zepter in rohester Willkür widersetzenden schottischen Adels. Ich vermute, daß Fürst Labanoff, der sich in der ritterlichsten Weise der Ehrenrettung Marias, soweit eine solche möglich war, angenommen hat, dessen Schriften mir aber nur teilweise bekannt sind, die unverantwortliche Gewissenlosigkeit gebrandmarkt haben wird, mit der die Guisen eine noch nicht neunzehnjährige junge Frau, deren Leichtsinn und Unbestand sie kannten, leichten Herzens an eine Aufgabe stellten, der nur ein Alba gewachsen gewesen wäre. Für den tragischen Verlauf und für das blutige Ende, die das Leben einer schon als Wochenkind auf den Thron von Schottland gekommenen, von der Natur mit reichen Gaben des Herzens und des Verstandes ausgestatteten Prinzessin nahm, sind zwar mit Recht in erster Reihe Elisabeth und ihre Berater verantwortlich gemacht worden, aber es wäre ungerecht, wenn man nicht daran erinnern wollte, welcher furchtbare Anteil an dieser Blutschuld dem schottischen Adel, den Guisen, der Königin-Mutter von Frankreich, Philipp dem Zweiten von Spanien und nicht am wenigsten der kindisch unbeholfnen Politik der Kurie zufällt.

Als Maria an der Küste von Cumberland landete, hatten sich beide Königinnen, die englische und die schottische, an dem ihnen von der Vorsehung gegebenen Pensum versucht, und Elisabeth hatte ihre Fähigkeit, Maria ihre Unfähigkeit, damit fertig zu werden, an den Tag gelegt. Das war freilich für die eine der beiden „guten Schwestern“ noch kein Grund, über die andre herzufallen, aber für einen Mann wie Cecil, der nur den Nutzen im Auge hatte, war die Gelegenheit sehr verführerisch, und man tut wohl auch Elisabeth kaum Unrecht, wenn man annimmt, daß ihre durch die Schönheit, den Liebreiz und die Ansprüche der Maria geweckte Eifersucht in keinen recht ernstern Konflikt kam mit Gefühlen, wie sie in der Brust einer wirklich vornehmen Frau für das Schicksal einer von unbotmäßigen Vasallen vertriebenen Herrscherin hätten rege werden müssen. Statt auf ihr Herz zu hören, das leider schwieg — manche behaupten sogar, daß überhaupt keins da war —, ließ sie sich von Cecil leiten, und der erste Schritt, den sie tat, konnte nur durch eine scheinheilige Lüge gerechtfertigt werden: sie gab vor, es ihrer jungfräulichen Ehre schuldig zu sein, daß sie Maria erst bei sich sähe, wenn diese sich zuvor von dem auf ihr ruhenden Verdacht eines mehr oder minder ruchlosen Anteils an der Ermordung ihres Gatten gereinigt hätte. Damit war das Verhältnis der beiden Königinnen in die Bahn geleitet, die Cecil für die rechte hielt, und auf der er nach neunzehn Jahren sein Ziel, die Beseitigung Marias, erreichte.

Was Elisabeth fürchtete und mit Recht fürchtete, war das Urteil der Mit- und der Nachwelt: sie war von ihrer Schwester verschont worden und fühlte deshalb, daß die europäischen Souveräne, die die Augen auf ihre Handlungen gerichtet hielten, von ihr erwarteten, sie werde nun auch ihrerseits in der Person Marias eine erberechtigte Prätendentin und Verwandte schonen. Elisabeth hätte keine Tudor sein dürfen, wenn sie, ohne ihren Nutzen dabei zu finden, eine solche Schonung hätte üben sollen. Daß ein geistreicher, mit allen in Betracht kommenden Quellen vertrauter Geschichtsforscher wie J. A. Froude von dem aufrichtigen Mitleid Elisabeths für Maria, ihrem aufrichtigen Wohlwollen für sie und dem aufrichtigen Wunsch, sie auf den rechten Weg zu führen, sprechen kann, wäre doppelt unbegreiflich, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich zu der überaus einfachen und einzig richtigen Ansicht aufzuschwingen, daß Elisabeth, wie die Sachen lagen, und wenn sie ehrlich handeln wollte, nur die Wahl zwischen zweierlei hatte: Maria als geehrten Gast an ihrem Hofe aufzunehmen, wie dies später Ludwig der Vierzehnte für den Sohn Karls des Ersten tat, oder ihr aus politischen Gründen ein sofortiges Verlassen des Landes zur Pflicht zu machen. Der König von Frankreich hätte, trotz den Intriguen seiner Mutter, der Witwe seines Vorgängers eine Freistatt nicht verweigern können.

Um sich für die an zweiter Stelle genannte dieser beiden Möglichkeiten entscheiden zu können, hätte Elisabeth freilich keine Aufnahme verheißenden Briefe schreiben dürfen, aber mit solchen Versicherungen nahm sie es, wie Froude selbst ehrlich zugibt, so leicht, daß man glauben muß, die Heiligkeit des gegebenen Wortes sei ihr in der Tat unbekannt gewesen.

Es kommt sonach nur noch auf die politischen Gründe an, durch die sie und Cecil zu einem dem Völkerrecht schnurstracks zuwiderlaufenden Verfahren veranlaßt wurden, und da auf diesem Gebiete der Erfolg die beste Rechtfertigung ist, so muß man anerkennen, daß in Anbetracht der gesamten politischen Lage die Sache sehr geschickt eingefädelt worden war. Obwohl Maria von ihrer Unfähigkeit, schwierige Lagen zu bewältigen, hinreichende Beweise gegeben hatte, war sie doch keine ungefährliche Nebenbuhlerin. Wenn man — was die katholischen Mächte übereinstimmend taten — die Ehe Heinrichs des Achten mit Anna von Boleyn als nichtig ansah, so war Maria Stuart, nach dem Tode von Elisabeths Halbschwester, als Enkelin Jakobs des Vierten von Schottland, der mit einer Schwester Heinrichs des Achten vermählt gewesen war, die nächstberechtigte Erbin. Auch kann niemand, der nicht das Bedürfnis hat, die Politik in erster Reihe von moralischen Erwägungen abhängig zu machen, leugnen, daß Elisabeth, die rings von mächtigen, lauerten Feinden bedroht war, ihre Maßnahmen, wenn sie den Staat und ihre Krone schützen wollte, so treffen mußte, daß sie sich in der Wahl ihrer Mittel nicht durch edelherzige Rücksichten, sondern durch Zweckmäßigkeitsgründe bestimmen ließ. Die Art, wie ihre Feinde gegen sie vorgingen, machte ihr schonungslose Notwehr zur Pflicht. Auch Maria Stuart war eine nie rastende, weder durch die gehaltenen Mißerfolge noch durch die Unzuverlässigkeit ihrer Verwandten und Anhänger entmutigte Nebenbuhlerin. Obwohl sie impulsiver war

als Elisabeth und es mit dieser in der Virtuosität der Verstellungskunst nicht aufnehmen konnte, so dürfte sie doch in ihren Beziehungen zu Elisabeth nur selten, wenn je aufrichtig gewesen sein, und wenn Elisabeth zu ihrem und des Staates Schutze nicht an Cecil und Walsingham zwei so treue und mit so seltner Spürkraft begabte Bernhardiner gehabt hätte, würde sie dem immer von neuem wieder angespannenen Intriguenetze nicht zu entgehn vermocht haben.

Walsinghams, des Hauptdetektivs, größte Leistung auf dem Gebiete der für Elisabeths persönliche Sicherheit nötigen Konterminen war die der Maria von ihm mit Hilfe seines Sekretärs Philippss und des im Jesuitenseminar zu Rheims erzogenen, der „guten Sache“ aber untreu gewordenen Gilbert Gifford gestellte Falle, durch die man hinter die Geheimnisse der zwischen ihr und ihrem Anhang gewechselten Korrespondenz zu kommen hoffte. Die hierfür getroffenen Veranstellungen erinnern so lebhaft an die „drei Musketiere“ des ältern Dumas, daß man sich bei jeder Einzelheit auf die im englischen Staatsarchiv verwahrten Manuskripte beziehen muß, wenn man sich vor sich selbst gegen den Verdacht leichtsinnigen Gefallens an phantastischen Ausschmückungen verwahren will. Der mit den Tatsachen bekannte Leser wolle freundlichst entschuldigen, wenn die Sache hier im Interesse derer, denen die eine oder die andre Einzelheit vielleicht fremd sein wird, in ihren Hauptzügen kurz dargestellt wird; sie muß für das blutige Ende der Königin von Schottland als die eigentliche Katastrophe angesehen werden, eine Katastrophe, die freilich zu sehr mit dem schwarzen Kabinett und der Entzifferung chiffrierter Briefe zu tun hat, als daß sie dem Dramatiker für seine Zwecke hätte dienen können.

Nachdem man die Königin von Tutbury, wo sie sehr schlecht wohnte, in das dem jungen Lord Essex gehörende Schloß Chartley Manor gebracht hatte, setzte sich Walsingham durch seinen im Dechiffrieren sehr geübten Sekretär Philippss in Burton mit dem Bierbrauer in Verbindung, der allwöchentlich das in Chartley gebrauchte Bier lieferte, und wußte ihn durch Bestechung dazu zu bewegen, daß er in dem für die Herren und Damen des Dienstes bestimmten Fäßchen besten Bieres jedesmal eine aus zwei zusammengeschraubten Teilen bestehende dichte Holzbüchse einschmuggelte, die man Mittel und Wege fand, der Königin als sichere, jeder Beobachtung ihrer Wächter entzogene Stafetten tasche glaubhaft zu machen.

In dem ersten Briefe, den sie auf diesem Wege erhielt, wurde ihr durch ihren in Paris in der Bastille gefangen gehaltenen, auch von Schiller im sechsten Auftritt des ersten Aktes genannten treuen Anhänger, den Schotten Morgan, der oben erwähnte Gifford empfohlen als ein Mann, auf den voller Verlaß sei, und mit dessen Hilfe sie mit ihm, Morgan, und mit ihren sonstigen Freunden und Anhängern in sichern brieflichen Verkehr treten könne. Gifford hatte Morgan in der Bastille aufgesucht und ihn von seinen angeblich unveränderten papistischen Gesinnungen sowie von seiner Anhänglichkeit für Maria so überzeugt, daß ihm dieser nicht bloß die gedachte Empfehlung, durch die Marias Schicksal entschieden wurde, erteilt, sondern ihm auch für diese eine Anzahl Chiffriertafeln anvertraut hatte, die von ihm vorfichtshalber neu auf-

gestellt worden und als Schlüssel für seine Korrespondenz mit Maria und mittelbar für deren brieflichen Verkehr mit dem Herzog von Guise, mit dem spanischen Gesandten Mendoza, mit dem Erzbischof von Glasgow, mit Charles Baget und dem im Tower gefangen gehaltenen Grafen Arundel bestimmt waren.

Der sich in Chartley unter einem Vorwand aufhaltende Sekretär Walsingham, Phillipps, öffnete jedesmal die ankommende und die abgehende Holzbüchse, dechiffrierte mit Hilfe der ihm von Gifford mitgeteilten Tafeln die darin enthaltenen Briefe, beförderte Abschriften des von ihm gewonnenen Urtextes an Walsingham, der ihn der Königin vorlegte, und steckte die chiffrierten Briefe wieder in die Büchse, aus der sie dann durch des Brauers, Giffords und seiner Freunde Bemühungen in die Hände der sich in London verborgen haltenden Jesuiten und weiter wanderten. Alle sich auf diese Korrespondenz beziehenden Schriftstücke sind im Staatsarchiv so sorgfältig aufgehoben, daß man aus einem von Sir Amyas Paulet am 4. Juni 1586 an Walsingham gerichteten Briefe ersieht, daß der ins Geheimnis eingeweihte Brauer, nicht zufrieden mit den Summen, die er von Walsingham auf der einen Seite und auf der andern von Maria Stuart einstrich, noch obendrein den Preis des von ihm gelieferten Bieres in unbilliger Weise erhöhen zu dürfen glaubte, he has required an increased price for his beer in unreasonable sort.

Anfänglich war durch diese von Walsingham in Marias geheimste Korrespondenz getanen Einblicke nicht viel mehr zum Vorschein gekommen, als daß alle Feinde der Königin von England ziemlich untätig auf eine günstige Gelegenheit warteten: bis die von dem Pater Ballard angezettelte Babingtonsche Verschwörung, die in erster Reihe die Ermordung Elisabeths, und wenn diese gelungen wäre, die Befreiung Marias und deren Erhebung auf den frei gewordenen englischen Thron beabsichtigte, Anfang Juli 1586 feste Formen annahm. Da sich die Verschwornen, alles junge vermögende Leute, die bei Hofe Zutritt hatten, nicht ohne ausdrückliche Ermächtigung von Mariens Seite in ein so gefährliches Wagnis stürzen wollten, so fragte Babington auf dem gewöhnlichen Wege bei ihr an und erhielt von ihr, wenn anders der von ihren beiden Sekretären, Curle und Nau, sowie von Babington selbst als authentisch anerkannte Brief vom 27. Juli wirklich in der vorgefundenen Form mit ihrer Bewilligung abgeschickt worden ist, eine beifällige Antwort, in der zwar auf die Ermordung der Königin nur in unbestimmten Ausdrücken angespielt wird: when all is ready, the six gentlemen — das waren die, denen die Ermordung Elisabeths oblag — must be set to work, and you will provide that on their design being accomplished, I may be myself rescued from this place, and be in safe keeping till our friends arrive, die aber etwas weiter unten die gewünschte ausdrückliche Genehmigung in den Worten enthielt: Give the gentlemen all the assurances which they require on my part.

Es ist klar, daß wenn es sich in Mariens Fall nicht um ein souveränes Haupt, sondern um eine der Gerichtsbarkeit der englischen Krone unterworfenen Persönlichkeit gehandelt hätte, durch den Brief der Beweis des mit der Todesstrafe bedrohten Hochverrats durchaus erbracht gewesen wäre. Übrigens war

der an Babington in zwei Hälften gesandte Originalbrief, wie ihn Labanoff abdruckt, in französischer Sprache geschrieben; der oben zitierte Text ist Froudes „Geschichte von England, von Wolseys Fall bis zu dem mißlungenen Angriff der Armada,“ entnommen.

Als Mariens Todesurteil von den eigens berufenen, den höchsten Stellen des Landes angehörenden siebenundvierzig Richtern gefällt und dessen Vollziehung im November (1586) vom Parlament in Form einer sehr dringlich gehaltenen Petition beantragt worden war, folgten von Elisabeths Seite die bekannten zögernden Schritte, die man versteht, wenn man sich in ihre Lage versetzt, dabei aber menschliche Rührung und weibliches Mitleid, zwei Gefühle, von denen die echte Tochter Heinrichs des Achten, wenn sie sie überhaupt kannte, nie geleitet wurde, aus dem Spiele läßt. Es galt einen Blutbefehl, den ihr bisheriges Verhalten und die politische Lage veranlaßt hatten, und den sie als eine unabweißbare Notwendigkeit hinzustellen wünschte, unter Umständen zu unterschreiben und vollziehen zu lassen, die ihr erlauben sollten, Mariens Sohne, den Fürsten Europas, der Mit- und der Nachwelt gegenüber ihren eignen Anteil an dem Geschehenen im Lichte von etwas ihr abgezwungenem, was die Hinrichtung anlangte, sogar gegen ihren Willen vollzogenem darzustellen. Die widerlich falsche und stellenweise geradezu verächtliche Rolle, die sie zu diesem Ende gespielt hat, ist ihr insofern geglückt, als sie dem Rachezuge Jakobs von Schottland und Frankreichs, den sie fürchtete, wirklich vorbeugte; die Mitwelt aber und die Nachwelt hat sie nicht zu täuschen vermocht.

Die mit dem zweiten Staatssekretär Davison gespielte unwürdige Komödie, die Schiller sehr glücklich und nur insofern nicht ganz den Tatsachen gemäß verwandt hat, als er aus dem von Elisabeth für ihre Zwecke ersehenen Opfer einen unerfahrenen, von ihr übertölpelten Mann macht, kann niemand täuschen, der die von Davison bei seinen wiederholten Abhörungen getanen Aussagen gelesen hat. Er hatte als welterfahrener Mann und Beamter von der ersten Stunde an das rechte Verständnis für die Gefahr, in die ihn seine in solchen Dingen völlig gewissenlose Herrin zu stürzen bestrebt war, und wenn er nicht die elementare Vorsicht gebraucht hätte, sich an dem der Königin unentbehrlichen Lord Burghley eine Rückendeckung zu verschaffen, die dieser durch die vorsichtige Berufung eines Ministerrats noch verstärkte, so würde sie ihn ohne Zweifel, um sich von jeder Schuld rein zu waschen, kalten Blutes um einen Kopf haben kürzer machen lassen. Burghleys Vorsicht und ein zweiter Umstand retteten Davison das Leben. Die Königin mußte ihn schonen, wenn sie nicht wollte, daß er vor dem zu seiner Aburteilung eingesetzten Gerichtshofe das bekannt gab, was sie am liebsten sogar ihren Ministern außer Walsingham verschwiegen hätte, den von ihr durch Davison bei Sir Amyas Paulet und Sir Drew Drury vergeblich gemachten Versuch, die Königin von Schottland noch vor der Hinrichtung durch ihre Wächter umbringen zu lassen. Zum Glück hatte Davison Sir Amyases überaus würdige und selbstverständlich ablehnende Antwort auf diese schimpfliche Zumutung aufgehoben. Was Elisabeths weibliches und schwesterliches Mitgefühl, was ihre Tränen, was ihr Brief an den Sohn der von ihr beseitigten Rivalin wert waren, beweist dieser heimliche Versuch, die

Verantwortung für Mariens Tod vor der Mit- und der Nachwelt von sich abzuschütteln.

Die unruhige Erwartung, in der Elisabeth war, nachdem sie erfahren hatte, daß der Hinrichtungsbefehl mit dem großen Siegel versehen worden war, und nachdem sie am Sonntag Morgen (Mariens Hinrichtung erfolgte am Mittwoch [17. Februar 1587] früh einhalb neun Uhr) geflücht, geschworen und zu Davison geäußert hatte, es sei eine wahre Schande für sie alle (damit waren er und die Minister gemeint), daß „die Sache nicht schon abgetan sei,“ hat Schiller im elften und zwölften Auftritt des fünften Aktes sehr hübsch geschildert, in Wahrheit wird sich jedoch die Sache etwas anders zugetragen haben. Einen Bagen brauchte Elisabeth schwerlich auszuschieken, um sich nach dem Verbleib Leicesters und Burghleys, von denen in Wirklichkeit weder der eine noch der andre der Hinrichtung beiwohnen sollte, erkundigen zu lassen. Sie wird durch ihre Frauen, die von allem, was am Hof und in London geschah, immer aufs beste unterrichtet waren, rechtzeitig erfahren haben, daß vom Sekretär Beale, der den Hinrichtungsbefehl als reitender Bote nach Fotheringay zu befördern Auftrag hatte, schon seit Sonnabend früh „ein Meilenzeiger nach dem andern zurückgelegt“ worden sein würde; es konnte sich für sie also mit der unruhigen Erwartung nur um die von dem Sohne des Grafen Shrewsbury am Donnerstag früh nach Greenwich, wo sie Hof hielt, gebrachte Meldung handeln, daß „die Sache nun wirklich abgetan“ war.

Die Einzelheiten der Hinrichtung sind allgemein bekannt. Die Grafen Kent und Shrewsbury, die in der Nachbarschaft von Fotheringay auf ihren Gütern waren und den Auftrag erhalten hatten, in Gemeinschaft mit den beiden Wächtern der Maria, Paulet und Drury, das nötige anzuordnen, hatten der Königin von Schottland am Dienstag Nachmittag ihre für den nächsten Morgen befohlne Hinrichtung angekündigt, und Maria hatte sich nach kurzem Seelenkampf in das Unabänderliche mit einer Würde, einer Fassung, einer wahrhaft fürstlichen Hoheit gefügt, die deutlich beweisen, was aus ihr hätte werden können, wenn sie von frühester Jugend auf unter bessere Einflüsse gekommen wäre, als die waren, die von Katharina von Medicis, von den Guisen und von dem sehr oberflächlichen französischen Hof ausgingen. Geistesreiche und sich um das Lob der Unparteilichkeit bewerbende englische Schriftsteller, die, wie schon erwähnt worden ist, für das Völkerrechtwidrige von Elisabeths Verfahren keine Entrüstung empfinden können, und denen der Haß auf alles Papistische tief im Herzen sitzt, bezeichnen die Haltung der Königin auf dem Blutgerüst und auf dem Wege dahin als theatralisch; der vorurteilsfreie Forscher wird dagegen nicht umhin können, den Mut, die Fassung, den Takt, die Ergebung der als wahre Fürstin in den Tod gegangnen bewundernd anzustaunen.

Für echt theatralische Leistungen sorgte dagegen die nun wieder einer schweren Sorge enthobne Elisabeth; vielleicht ist die beste Entschuldigung für ihr widerliches Gebaren, daß ihr die Rücksicht auf den durch die Vergewaltigung Marias in neue Schwierigkeiten verwickelten Staat nicht erlaubte, ihre Freude über den gehaltenen Erfolg aufrichtig an den Tag zu legen. Nachdem sie noch

im nächsten Jahre mit Gottes, Drake's und ihrer nie genug zu rühmenden Seeleute Hilfe den großen Triumph ihres Lebens, die Vernichtung der von Philipp dem Zweiten gegen sie und ihr Land ausgesandten Armada, erlebt hatte, ging zwar nicht ihr Ruhm, aber ihre Freude am Leben zur Rüste. Sie mußte Essex, der ihren greisen Jahren das hatte sein sollen, was Leicester ihrer Jugend gewesen war, der Sicherheit des Staats und ihres Throns opfern. Sie stand allein: sie hatte zu lange gelebt, sie hatte sich überlebt; ihr Tod war eine Mumifikation, und von den Tränen der Anhänglichkeit und Liebe, die am Fuße von Mariens Schafott geflossen waren, war, als sie in überreicher Staatskleidung starren Blickes ihr Leben aushauchte, in den trocknen Augen derer, von denen die als Sterbelager aufgetürmten Kissen umstanden wurden, nichts zu spüren.



Die Stigmatisierte von Dülmen



In Rom wird die Heiligsprechung der Anna Katharina Emmerich vorbereitet. Dieser Umstand hat zusammen mit der monumentalen Beschimpfung Luthers durch Denise den Pfarrer Dr. F. Riets veranlaßt, die Heilige zu zeichnen, die den verhassten Luther verdrängen soll (Emmerich-Brentano. Heiligsprechung der stigmatisierten Augustinernonne A. K. Emmerich und deren fünftes Evangelium nach Clemens Brentano. Leipzig, Richard Wöpke, 1904). Die Emmerich wurde in der Bauernschaft Flamsche bei Koesfeld am 8. September 1774 als das fünfte von neun Kindern eines armen Rötters geboren. Sie hat später erzählt, bei ihrer Taufe, die am Tage ihrer Geburt vorgenommen wurde, habe sie Bewußtsein und die Gabe des Hellsehens gehabt. Sie habe die Gegenwart Gottes im Sakrament gefühlt, die Gebeine der Heiligen leuchten sehen, alle ihre Vorfahren geschaut bis ins siebente Jahrhundert. Als Kind und junges Mädchen lebte sie wie alle Bauernkinder der Gegend: hütete Kühe, diente als Magd, beschäftigte sich eine Zeit lang mit Nähen; doch will sie schon damals Visionen gehabt haben; der Jesusknabe und Hännelken (Johannes der Täufer) spielten mit ihr, Maria besuchte sie, und später verlobte sich Jesus mit ihr in Gestalt eines schönen Jünglings. Sie las des Nachts viel in Erbauungsbüchern, legte sich Abtötungen auf und strebte — weil sie keine Mitgift hatte, lange vergeblich — ins Kloster. Im Jahre 1802 wurde sie in den Konvent der Augustinerinnen zu Dülmen aufgenommen, wo sie den aus Frankreich geflohenen Geistlichen Lambert kennen lernte, der von da ab ihr Vertrauter blieb. Nachdem sie schon vier Jahre vor ihrem Eintritt ins Kloster die Dornenkrone empfangen hatte, wie Verwundungen der Stirn bezeugen sollten, empfing sie im Kloster noch ein schmerzendes Kreuzeszeichen auf die Brust und zuletzt die Wundmale an Händen und Füßen und an der Seite sowie eine Schulterwunde Christi, von der bis dahin niemand etwas gewußt hatte. Von dem Tage an, wo dieses geschah, dem 29. Dezember 1812,